

Zur Eröffnung der Ausstellung „vomICHEN“ von Monika B. Beyer am 13. 10. 2007 in der „Galerie 149“ in Bremerhaven

(Rede nach der Sprachperformance von Peter Jörg Spletstößer: „Surfbretter/Wattwürmer (5. Fassung“)

Die Galerie 149 stellt vor allem Künstlerinnen und Künstler aus dem norddeutschen Raum vor, die Palette reicht von Malerei, Grafik und Plastik bis zu Fotografie und Video; aber gerade auch bis in die Zwischenbereich der festgelegten Disziplinen: Es gibt Begegnungen mit Musikern, Filmern und Theaterleuten, Konzert, Performance und Lesung. Und genau in solchen Zwischenfeldern und an solchen Schnittstellen arbeitet Monika B. Beyer. Jahrelang hat sie etwa den Musiker Christoph Ogiermann mit der Kamera begleitet, herausgekommen ist nicht einfach ein Musik-Potpourrie oder ein Stück Film, sondern ein hybrides Kunst-Stück zwischen allen Stühlen der Disziplinen. „Nichts als eine Vorstellung“ so hieß eine ihrer Ausstellungen im vergangenen Jahr in Bremen – im doppelten Sinn: als reine Vorstellung und als Theatervorstellung und eben: als keines von beiden: als ästhetische Position zwischen Darstellender und Gedankenkunst.

„Der Gedanke ist der Anfang von allem. Daher ist das Wichtigste: Die Arbeit an den Gedanken.“ Sagt der russische Schriftsteller Leo Tolstoi. Und da die Schrift-, Bild- und Video-Installateurin Monika B. Beyer Ende der 50er Jahre im närrischen, realsozialistischen Weimar das Licht der Welt erblickte, also als erste Fremdsprache russisch lernen durfte, muss sie es wissen, wenn sie sich ein Tolstoi-Zitat für ihre Arbeit gewählt hat. Diese ihre Arbeit besteht im Berufs-Alltag aus dem Herstellen von Dokumentationen, seit 7 Jahren sind es Videoarbeiten, Image-Filme, z. B. für Künstler und Musiker. Dabei versteht sie sich nicht nur als Dokumentaristin und Bauchrednerin ihrer Auftraggeber, sondern vor allem als Forscherin. Oberflächlich betrachtet, bedient sie sich in ihrer Bild- und Textproduktion zwar einer audio-visuellen, und in ihrer eigenen künstlerischen selbstverständlich auch ästhetischer Formensprachen, aber im Bildhintergrund geht es ihr immer um Begriffliches, um Gedanken-Arbeit und Ideen-Bewegung, und sei die Idee auch so schwer und eigenwillig wie der Stein des Sisyphos, sie rollt ihn immer wieder den Berg der Erkenntnis hinauf. Dass sie gleichsam nur virtuell, bzw. konzeptuell unterwegs ist, erleichtert die Sache keineswegs. Denn das prozessuale Arbeiten mit Buchstaben-, Schrift- und Textfragmenten, mit Farbe und Form, Grafik und Malerei, Fotografie und Video hat seine eigenen Gesetze reziproker Gravitation und schier erdrückender Leichtigkeit des Seins. Schauen wir genauer hin: Diese Ausstellung handelt „vom ICHEN“. Was aber nun ist: „ICHEN“? Augenscheinlich hat das versal geschriebene ICHEN mit dem Ich zu tun, das wir lieber klein schreiben und die Engländer lieber groß. In der Fachsprache der Anthroposophen meint das Ichen jenen Prozess präpubertärer Ich-Werdung, den der junge Mensch ums 9. Lebensjahr herum erlebt, auf dem Weg vom sich Mit-allem-eins-Fühlen hin zum prekären Selbstgefühl jenes abendländischen Individuums, das sich dualistisch in Gegensatz zur Welt definiert, also abgrenzt. „Ichen“ – das sei also der Erwerb von Individualität, also: Einsamkeit, und der Verlust von Aufgehobenheit in der Schöpfung. Der entschiedene Schritt zur Entfremdung, der Schnitt durch die Nabelschnurverbindung mit dem

Weltall. Übrig bleiben allenfalls gewisse Schnittstellen im modernen Raum-Zeit-Kontinuum. Und genau die sucht Monika B. Beyer auf – bei ihrer Suche nach dem „Koordinatensystem zur hilfreichen Feststellung der eigenen Existenz“.

Monika B. Beyer erklärt nun allerdings keineswegs, wo es lang geht. Eher verunklärt sie zunächst. Auch wenn sie uns ein „Objekt“ vor Augen stellt. Hier etwa ihre großen Acrylglas-Platte, die auf den ersten Blick ein verworrenes Feld von Schnittmusterbögen, Städte-Entfernungstabellen, fragmentierter Weltzeit-Zonen-Schaubilder übereinander schichtet. Indem sie Elemente aus anderen, lebenspraktischen Zusammenhängen herausreißt, verknüpft sie Verhältnisse, montiert und collagiert zusammen, was nicht zusammengehört; gleichzeitig verschachtelt, schichtet und verschiebt sie einzelne Bedeutungsträger, ja ganze Wahrnehmungsfelder, wodurch immer wieder neue, komplexe, verwirrende Bedeutungsebenen und –tiefen entstehen. Schreiben gehört zu ihren Basal-Beschäftigungen; Wort- und Textfragmente sind wichtiger Bestandteil ihrer Arbeit: Nehmen wir etwa das Wort-Fragment: „Annuitäts- und Kapitalabschreibungstabellen lebenslänglicher Renten...“. Annuität, ein Begriff aus der Investitionsrechnung, bezeichnet gleich bleibende regelmäßige Zahlungen; im Alten Rom allerdings bezeichnete Annuität die Amtsperiode der Konsuln. Es sind solche Ambiguitäten, durch die uns frei flottierende Wortfetzen ins Schwimmen. „Kapitalabschreibungstabellen“ haben ihren Platz gefälligst in finanztechnischen Erörterungen. Und zum Thema „lebenslängliche Renten“ können wir irgendwo im einschlägig Kleingedruckten eventuell entnehmen, dass „Beiträge, die aus versteuertem Einkommen aufgebracht wurden, nur mit dem Ertragsanteil versteuert werden, oder Rentenzahlungen neben einem steuerpflichtigen Ertrag den Rückfluss des eingesetzten und versteuerten Kapitals enthalten können, das nicht ein zweites Mal versteuert werden darf...“

Wem schwirrte da nicht der Kopf? Und Monika B. Beyer beschreibt genau solch schwindelnde Zwischenzustände: Einfach durch formale Behauptungen oder verbale Hinterfragungen. Man hat als Betrachter und Hörer – im Labyrinth, in den Schichtungen der Bedeutungen der Dinge – den Eindruck, als stehe man kurz vorm Moment einer klaren Antwort auf eine Frage, die man gar nicht formulieren kann, oder als erkenne man im Chaos der Phänomene eine vermeintlich geheime Ordnung. Und wird doch letztlich ent-täuscht. Weder ist das Objekt objektiv, noch ist das Eigene, das Subjekt subjektiv.

Wobei wir wieder beim ICHEN wären. Und davon handelt zentral – oder besser zentrifugal – die neue Videoarbeit „Die Dinge, deren Anfang und Ende ich wahrnehmen kann, sind nicht mein“. Hier dreht sich zwar alles buchstäblich ums Ich, aber verlässlich dokumentarisch daran ist einzig die Tatsache, dass es sich bei den verwendeten Autoportraits vorwiegend um recycelte Handy-Fotografien handelt, welche die Künstlerin eine Zeitlang tagtäglich von sich selbst geschossen hat: zunächst mehr oder minder treuherzig, direkt en face, mit wechselndem Gesichtsausdruck: erschrocken oder froh, stolz – verstört, pffiffig oder verschlafen, genervt – erfreut. Zunächst variieren die ins Spiel gebrachten Kleidungsstücke, Schals und Hüte, außerdem wechseln Ambiente, Beleuchtung und Tageszeit. Dann kippt die Perspektive: Nun sind die Selbstbilder schräg von oben aufgenommen, aus dem scheinbar ernsthaften Portraitieren und Recherchieren wird nun ein Veitstanz der Stimmungen, Anmutungen und Selbst-Zumutungen. Alles ist in ständiger wirbelnder Bewegung, bzw. Beobachtung. Innere Regungen werden zu beschleunigten Elementar-Teilchen

eines komplexen Gewebes oder Geschiebes im Urstromtal der Gefühle. Die Bilder fließen von Innen nach Außen, zwischen Beeinflussung und Wechselwirkung. Durch Vermischung und Beschleunigung erscheinen unter der Hand verschiedenste, hinter den Bildoberflächen zunächst verborgene Wahrnehmungs-, Empfindungs- und Wirklichkeitsebenen. Sie werden eingeschoben, ausgebreitet, also offen gelegt, verschwinden wieder, um erneut aufzutauchen. Denn das ICHEN braucht Gegenüber: Du, er sie es. Und das ICHEN braucht auch Gegenstände. Wir stoßen zunehmend auf Findlinge, hörbare und sichtbare Fragmente: aus alten Schlagern Filmen oder Werbespots, aus dem Radio oder aus Google-Earth: schemenhaft schwimmen Sydney oder Bagdad vorbei, dazu die Kinderstimmen aus Nachbars Garten. Wo stehe ich, wo verorte ich mich? Nein: „Die Dinge, deren Anfang und Ende ich wahrnehmen kann, sind nicht mein“. Natürlich nicht. Ich, du, er, sie, es. „Die Menschen sind schlecht, jeder denkt an sich, nur ich denk an mich...“ - so lautet ein altes Scherzlied. Aber steht da nicht auch allen Ernstes auf den Kontoauszugsdruckern in den Filialen der Sparkasse in Bremen. „ich denke an mich“! Dazu fällt einem nur das Wort der strengen Tante von früher ein, die in solchen Fällen zu bemerken pflegte: „Wenn das nun alle täten!“ Tun sie aber nicht. Oder doch? Sie etwa auch? – Und was passiert dabei? Was sind die Resultate des ICHENs? Narzissmus, Eigensinn? Selbstgerechtigkeit, Eitelkeit? Das Ende der Moral? Der Niedergang des Solidarvertrags? Der Untergang des Abendlands?

Nein, diese Fragen beantworten Monika B. Beyers Arbeiten natürlich nicht. Aber sie insistieren, sie fragen – z. B.: Woran erkennt man, dass man noch lebt? Dass man noch eigenständig denkt, selbstständig handelt, noch „Ich“ ist im Malstrom der Bilder, Text- und Informationsflut? Dass man noch nicht in die Hände der Handbuch-Autoren gefallen ist, die mit ihren Ratschlägen jedem, der es will und auch nicht will, sagen, wie man doch bitte schön dies zu machen, jenes zu lassen, überhaupt ganz allgemein zu sein hat, um sich gut zu fühlen, fit for fun, begehrens- oder nur liebenswert zu sein – kurz: um halt dazu zugehören zum Mainstream. Solche Erlebnisse, urplötzlich zu erkennen, dass man noch lebt, noch eigene Beobachtungen machen, eigene Klänge erlauschen, eigene Bilder ent-decken kann, gehören wohl zu den schönsten Augenblicken. Monika B. Beyer nennt sie doppeldeutig: „G-Punkte“, und hat sie in goldene Rahmen getan: Grenzpunkte – Glanzpunkte – Glückspunkte; gleichviel – sie gehören golden gerahmt. Fundstücke aus Paris sind es – ja, auch Monika war in Paris, nicht nur Paula oder Amelie. Und sie war auf Montmartre und hat dort jene Glückspunkte gefunden. Verraten darf sie nur selbst, um was es sich dabei handelt: Sind's Mikro- oder Makro-Strukturen? Organische oder anorganische Formen? Max Ernst grüßt im Vorübergehen. – Sind sie eine Fortsetzung seiner „Histoire Naturelle? Dielenbretter knarren, der Vogel Loplop kräht. Auch Wols könnte Pate gestanden haben beim Entdecken dieser Bilder: „Das Maß der Handfläche ist heilig“, sagte er. Nicht groß sind diese fotografischen Souvenirs, goldene G-Punkte, die ihr Geheimnis bei sich behalten mögen.

Ähnlich verhält es sich mit den beschrifteten Scheiben, auf denen sich Beobachtungen der Bewegung des Mondes finden, durch-schossen von Alltags-Vorhaben und Wörtern aus dem Terminkalender der Wochentage, verschnitten mit gut gemeinten Ratschlägen aus dem Mondkalender. Es handelt sich – und hier darf ich's vielleicht verraten – um Fehlbrände von DVDs aus den letzten zwei Jahren, bedruckt mit Texten aus dem täglichen Mondkalender und banalen Maximen aus

dem Alltagsleben der Künstlerin.

In jahrelanger Recherche aufgehäufte Realitätsschnipsel, sie legen Zeugnis ab von Orientierungs- und Befindlichkeits-Prozessen, von Brechungen und Unterbrechungen. Das Rauschen der Tonspuren spiegelt die Virtualität der Medienwelten, der Kanäle und Frequenzen, in und auf denen wir uns im sog. Informationszeitalter bewegen. Doch trotz aller schwindelnden Fort-Schritte, trotz innovativster Technik bleibt die „Antiquiertheit des Menschen“ ein fixer Tatbestand. Er bleibt, wie Monika B. Beyer sagt, ein „sinnliches geschöpf, ein wesen was nicht unbedingt und notwendig aus der geschichte lernt - ein kämpfer, ein jäger und sammler, einer mit fell an den eiern - ein verletzbares, verletzliches wesen.“

Und dennoch glaubt sie an das Wort Leo Tolstois: „Der Gedanke ist der Anfang von allem. Daher ist das Wichtigste: Die Arbeit an den Gedanken.“

Rainer B. Schossig